



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

∴ Briefe vom Reichstag. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dies Zeugniß mag für den Ernst und Eifer sprechen, mit welchem wir dem letzten der vorliegenden Aufsätze Beherzigung wünschen. Indem Springer über Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst redet, giebt er die Summe von Einsicht und Urtheil, die der Leser schrittweis hat erwerben sehen, in den Kampf der Gegenwart. Und hier bewährt sich, daß der Gediegenheit erarbeiteten Wissens und Verständnisses die Weisheit und Ruhe des practischen Urtheils entspricht. Wenn wir in diesem Ueberblick über Leistungen und Tendenzen unserer Tage, zu dem sich der Autor durch eingehende Würdigung Carstens', Thormaldsens und Schinkels den überherrschenden Standpunkt gleichsam vor unseren Augen erbaut, manchen Namen ungern vermissen, so drückt sich darin nur der Wunsch aus, sein Wort über alle Anliegen unseres ästhetischen Gewissens zu vernehmen. Die Kunst sich selbst zurückzugeben, indem die Formenpoesie als einziger Inhalt ihrer verschiedenen Gattungen anerkannt, ihr aber inniges Wechselverhältniß zwischen technischem Material, Ideenkreis und Formengerüste wieder zum Gesetz gemacht wird, das ist die Aufgabe, die Künstler und Laien gemeinsam zu lösen gemahnt und vorbereitet werden.

In ebenso schönem als seltenem Sinne gehört dieses neueste Geschenk, das wir Springer verdanken, zu den doppeliebigen Erscheinungen der Literatur. Wir wüßten nicht, wo innerhalb des Kreises der Gebildeten die Fähigkeit aufhören sollte, es zu lesen, ihm hingebend nachzusinnen, es zu genießen. Und andererseits, der Gelehrte, der Forscher, der Künstler dürfen im Gefühl völlig gleichen Anrechts sich darum streiten, wem es zuerst zugebracht sei. Lebendige, anlockende Belehrung, streng methodische Arbeit, eindringliche Winke enthalten diese Essays in einer Fülle, welche wir bei einem solchen Verfasser nicht überraschend nennen dürfen, die aber erst durch Grazie der Technik Unwiderstehlichkeit empfängt. Das letzte Geheimniß dieses hervorragenden Buchs ist der classische Geschmack in Auswahl der Stoffe, Behandlungsform und Sprache. So kommt jeder Erfolg des Historikers in zweifachem Sinne dem Aesthetiker zu statten. Um deswillen noch ganz besonders müssen wir sein Erscheinen als ein schönes Geschick der werdenden Wissenschaft moderner Kunstgeschichte verzeichnen.

M. J.

Briefe vom Reichstag.

* * Berlin, 1. October.

I.

Der gutmüthige Besucher der Tribünen des Reichstags, ja selbst der Habitué der Journalistenbänke, der so zu sagen meint, das Gras wachsen zu hören, wird stets etwas von der Unruhe mitbringen, die ein vor unseren Augen sich abspielender Kampf einflößt. Er wird meist überzeugt sein, daß hier in öffentlicher Sitzung sich die Parteien, Principien und Redner um den Sieg des Tages streiten, und daß kein Mensch im voraus sagen könne, wie die Schlacht sich entscheide. Solche Meinung, die überall gehört wird, beweist deutlich die jugendliche Altersstufe unseres politischen und namentlich parlamentarischen Lebens. Darüber ist sich auch der Laie klar, daß eine Feldschlacht nicht gründlich dargestellt werden könne durch die dürre Aufzählung der widereinander geführten Heeresmassen, ihrer Waffenthaten und Erfolge, sondern daß der Plan der Führer, ihre größere oder geringere Herrschaft über den blinden Zufall das Schlachtenglück bedinge. Aber in der Politil und in der Tactil der Parteien sind wir leider noch gewöhnt, in der weitaus größten Zahl unserer Mitbürger eine unentschiedene, farblose und weit schwieriger als der blinde Zufall zu beherrschende Masse zu sehen, die bei jedem polit. Plan vor Allem berechnet sein will,

Und diese Wahrnehmung des täglichen Lebens überträgt der Laie auch auf die Debatten des norddeutschen Reichstags. Diesmal jedoch mit Unrecht. Denn in den meisten Fällen wird hier die Abstimmung und Entscheidung nicht in, sondern außer der Sitzung bewerkstelligt, nicht im Reichstag, sondern in der Fraction.

Schon eine flüchtige Zählung ihrer Anhänger belehrte die beiden großen Fractionen des Hauses, die Nationalliberalen und Conservativen, daß eine jede von ihnen über ein starkes Drittel sämmtlicher Stimmen verfüge, daß der Zutritt der Freiconservativen zu der nationalen oder conservativen Fraction die absolute Majorität im Hause sichere. Dagegen zählen zusammen etwas über ein Viertel der Stimmen all die conträren Interessen, die sich unter dem Aushängeschild der „deutschen Fortschrittspartei,“ „der Freien Vereinigung,“ der „Bundesstaatlich-Constitutionellen“ zc. dem nationalen Gedanken gegenüber zusammenballen d. h. die Polen, die Particularisten, die Socialisten, die Doctrinäre des Radicalismus. Bei solcher Lage war es Sache einfacher logischer Nothwendigkeit, wenn die Nationalliberalen gleich zu Anfang der Session — mehr stillschweigend als förmlich — mit den beiden Fractionen der Rechten ein Schutz- und Trugbündniß schlossen für alle Kämpfe, bei denen im deutschen nationalen Interesse den bloß negirenden Elementen des Hauses gegenüber ihr Zusammengehen irgend möglich wäre. Dieser Compromiß hat bisher zwei nennenswerthe Resultate hervorgebracht, die compromissarische Besetzung aller Commissionen ausschließlich mit Angehörigen der nationalen Fractionen, und dann die Adresse. Davon lassen Sie mich einige Einzelheiten erzählen.

Nach § 2 der Geschäftsordnung wird das Plenum des Reichstags in sieben Abtheilungen durch das Loos getheilt. Soll nun eine Commission gewählt werden zur Vorberathung irgend eines an das Haus gelangenden Gesetzesentwurfs, welche nach § 18 der G. O. in der Regel aus vierzehn Mitgliedern besteht, so hat jede der sieben Abtheilungen je zwei Mitglieder aus ihrer Mitte (nach der Praxis in geheimer Abstimmung) zu wählen. Diese Mitglieder werden nun zufolge des obervährnten Compromisses in den Fractionen auserlesen (je sieben von den zwei conservativen Parteien und je sieben von den Nationalliberalen) und den contrahirenden Parteien einfach bezeichnet. Die Nationalliberalen haben sich dabei bisher gefallen lassen, die ganze noch linker sitzende Seite des Hauses mit auf ihr Conto zu übernehmen, was häufig schon zu den spähhaftesten Vorkommnissen und z. B. dahin geführt haben soll, daß die Linke und die Bundesstaatlichen oder die Freie Vereinigung den Nationalliberalen anmutheten, alle von ihnen zu vergebenden Commissionsstellen mit Männern dieser kleinen selbstständigen Ueberzeugungen zu besetzen! Diese Ordnung der Dinge hat ohne Zweifel das Gute, diese kleinen Bruchtheile des Hauses unwiderleglich von ihrer Ohnmacht zu überzeugen. Mir wurde von einem Führer der Nationalliberalen die Aeußerung eines hochgestellten sächsischen „Bundesstaatlich-Constitutionellen“ erzählt, welche beweist, daß diese wohlthätige Erkenntniß auch in den Standarten-trägern dieser edlen Principien zu tagen beginnt. Der Mann beklagte sich nämlich bitter, daß er in keine Commission gewählt werde, wohin ihn doch sein Ehrgeiz drängte, und kam schließlich zu dem selbsterkennenden Worte: „Ja so geht's, wenn man zwischen zwei Stühlen sitzt.“

An dieser Stelle mag erlaubt sein, den kleinen Fractionchen auf der linken Seite des Hauses noch einen prüfenden Scheideblick zuzuwenden. Für eine, die „Bundesstaatlich-Constitutionelle Partei“ ist dies vermuthlich die Grabrede, deren Separatabzug die Sächs. Zeitung vielleicht besorgt. Denn allem Anschein nach ist der kurze Traum bundesstaatl.-constit. Parteibildung bereits vorüber, die Partei in völliger Auflösung begriffen. Fuimus Troes! In wich-

tige Commissionen sind sie nicht gewählt; die Wahl des Dr. Schleider (der sich zu ihnen hielt) in eine Commission, haben sie bitter übel genommen, die Diätenlosigkeit drückt auf mehr als eine ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten; am Ende erfüllt sich das geflügelte Wort des Abg. G., daß sie nächstens alle nach Hause reisen würden! Das wäre sehr schade. Denn die bundestreuen Sachsen würden dann nur durch die vier reactionären Liberalnationalen (wie die „Zukunft“ sagt) und den preconservativen Herrn von Zehmen vertreten sein, da auch die Bundestreue der Herren Bebel und Schrapa seit bald 8 Tagen dahin ins „Geschäft“ zog. Und dann vor Allem: wer würde sie wieder ausstoßen jene Beuß-Töne heiligen sächsischen Schmerzes über den Verfall deutscher Freiheit und die unerträgliche Militärwirthschaft, — wer würde noch mit dem Abg. Günther (in der Adressdebatte) sich bei jedem nationalen Schritt beklagen über die Aufreißung alter Wunden, wie man die politische Medizin des vorigen Jahres zu bezeichnen liebt. Es wäre beklagenswerth, wenn der Versuch aufgegeben würde, das theure Pflänzchen des sächsischen Parlamentarismus in dem unwirthlichen Sande der Mark zu fristen. Ein nur zu dankbares Volk schaut den Thaten dieser Selbstüberwindung heute noch zu; aber eine schwarze Ahnung fragt: wird es auch später der Fall sein, wenn irgend ein Naturereigniß die Physiognomie des Dresdner Landtags umgestaltet, von dessen gesitteter Höflichkeit die Temparatur des berliner Reichstags so unbehaglich absticht?

Von den Bundesstaatlich-Constitutionellen zu der äußersten Linken ist nur ein Schritt. Hier sitzen auf dem höchsten Berge die beiden Präsidenten des Allgem. Deutschen Arbeitervereins, die Apostel der Staatshilfe, Försterling und v. Schweizer. Ihr Schisma und ihr heiliger gegenseitiger Zorn ist symbolisch angedeutet durch einen leeren Sitz zwischen Beiden. Wenn Frauen — wie billig — passive Wählbarkeit besäßen, könnte die leere Bank passend besetzt werden. Försterling hat bisher zweimal gesprochen. Das erste Mal, bei der Adressdebatte, erschöpfte er sich in einer mit großer Virtuosität hervorgebrachten — leider durch obligates Klingeln und Unterbrechen seitens des Präsidenten und ungeheurer Heiterkeit des Hauses getrüben — Permutation und Combination der Worte „Ferdinand Lasalle,“ „Fichte,“ „Föderalismus“ und „Arbeiter“ und gestern bei der Debatte über das Salzgesetz debutirte er mit der Versicherung, daß er den vierten Stand hier vertrete, was sich die gute Stadt Chemnitz, die ihn hierher geschickt hat, merken mag. Von Schweizer werden wir nächstens bei Berathung über den Lasferschen Antrag auf Aufhebung der Wuchergesetze zu hören bekommen, die er bei Darlehen bis zu 100 Thlr. beibehalten wissen will. Während Herr Försterling, seinen politischen Doctrinen zuwider persönlich den Eindruck wackerer Einfachheit macht, fällt es dem Hause schwer, seinen Gegenmann als Collegen zu respectiren. In Erinnerung gewisser Antecedentien vom Frankfurter Schützenfeste her soll man mit der Absicht umgehen, bei seinem Auftreten den Sitzungsaal en masse zu verlassen.

Beim ersten constituirenden Reichstag waren die Plätze der unerwähnten Abgeordneten von Bebel und Schrapa besessen, die nun zwei Banke weiter vorn mit den Herren Göz und Liebknecht zusammensitzen, welche Sachsen ihnen zum Succurs sandte. Sie bilden eine Fraction für sich, das moderne Geschlecht des Kleon. Bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit schnarren sie ihren Wortschatz an Schlagwörtern ab, von der Zweitheilung Deutschlands, dem Verrath Preußens an den Völkern Oesterreichs und an Luxemburg &c. Das was ihnen jeweilig durch die Geschäftsordnung und den wachsamten Präsidenten an ihrer Rede geschenkt wird, ist dann andern Tags in der Sächsischen Zeitung zu lesen.

Die Bänke vor diesen lustigen Personen, die freilich mürrisch genug drein-

schauen, bis zu den zwei vordersten, auf denen die Polen sitzen, erfüllt die „deutsche Fortschrittspartei“ d. h. die Rudera der alten preussischen Fortschrittspartei und von den Sachsen die Herren Schaffrath, Wigard, Mammen, Riedel, Heubner, Schreck, mit Wiggers (Berlin) zc. zusammen etwa zwanzig Köpfe. Im Ganzen ein wehmüthiger Anblick! Denn das Bewußtsein ihrer antiquirten Stellung und das noch peinlichere Gefühl, zusammengehen zu müssen mit Männern, deren Wahl ihnen nicht freistand, kann für Männer wie Schulze-Delitzsch, Hoverbeck und Löwe-Galbe kein leichtes Geschick sein. Die Macht oder gar der Terrorismus, den einst diese Partei ausübte, ist von ihr gewichen auf immer und was mehr sagen will, fast ihre ganze Intelligenz sitzt auf den verhassten Bänken der Nationalen. Hierfür tröstet wenig, daß die Stadt Berlin durchweg „gut“ gewählt hat, daß Freund Franz Duncker und Herr Guido Weiß die Parteiorgane mit einer Tactik redigiren, die sich zur Logik und politischen Nüchternheit ungefähr so verhält wie geschwungene Schlulbeine zu einer Wahlrede, und daß endlich das gesegnete Sachsen eine Reihe von Männern sandte, die sich das Wort Schaffraths zu Nuge machen: „ein Volksmann brauche nichts zu beweisen.“ Man sieht unter der „Fortschrittspartei“ nicht einen homo novus. Ihre Koryphäen hatte die Partei bei den Wahlen an fünf bis sechs Orten auf einmal aufgestellt, und, da natürlich voraussichtlich die Augen größer waren als der Wagen, die unhaltbaren Wahlkreise lieber an Conservative verloren als an Liberal-Nationale.

Ueberhaupt ist die Verbissenheit auf Seiten aller der genannten Fractionen groß. Kaum eine Debatte, bei der sie nicht in hellen Flammen ausbricht, kaum eine, bei der sie nicht, von Parteifanatismus verblendet, gegen das eigene Fleisch wüthen, gegen die von der nationalen Fraction zum freiheitlichen Ausbau der Bundesverfassung gestellten Anträge.

Am unverständigsten trat diese Verneinungswuth zu Tage bei der Generaldebatte über das Budget, wo bekanntlich die Nationalliberalen beantragt hatten, daß in Zukunft das Budget dem Reichstag längstens sechs Monate vor Beginn des Etatsjahrs zur Beschlußfassung vorgelegt werden möge, nicht minder außeretatsmäßige Ausgaben und Etatsüberschreitungen im Laufe des Jahres nach dem Etatsjahr, in dem sie erfolgt seien. Hier stimmte die Linke mit der äußersten Rechten gegen die Anträge und brachte sie so zu Fall. Dann wieder machten auch die Preußen der „deutschen Fortschrittspartei“ eine Parteifrage aus der Wahlprüfung des Abg. Krieger (Nationalliberaler) aus Posen und secundirten die Tiraden der polnischen Bundesbrüder, die über die Verletzung ihrer Gleichberechtigung mit den Deutschen zc. schrieen, mit lautem Beifall. Wahrlich, es dünkt uns der Anfang vom Ende für diese Partei, wenn sie bereits bis zur Verleugnung ihres nationalen Ursprungs gediehen ist, und sich Herausforderungen erlaubt, wie sie ihr auch in den heißesten Tagen aus der Zeit des Conflictes nie entschlüpfen sind. Auch das wurmende Gefühl, bei Lebzeiten beerbt zu sein, kann solche Manöver nicht entschuldigen. Wer zu starr ist, sich selbst zu überwinden, den sollte doch die Wahrnehmung wenigstens mäßigen, was das Lob ist, das er einerntet.

Ueber das Centrum und die Rechte erzähle ich nächstes Mal.

Verantwortliche Redacteurs: Gustav Freytag u. Julius Gårdt.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Götchel & Wegler in Leipzig.